

Phantomgeräusche

von

Eva Mesin

Copyright©2023 by Eva Mesin

Sämtliche Rechte sind vorbehalten. Kein Teil dieser Geschichte darf in jeglicher schriftlichen, elektronischen oder anderen Form reproduziert oder gespeichert werden, ohne vorher die schriftliche Einwilligung der Autorin einzuholen. In Buchbesprechungen (Reviews) dürfen kurze Passagen zitiert werden.

Diese Geschichte ist reine Fiktion. Namen, Personen, Orte und Vorkommnisse sind entweder der Fantasie der Autorin entsprungen oder werden in einem literarischen Zusammenhang verwendet. Alle Ähnlichkeiten mit realen Personen, lebendig oder verstorben, Firmen und Organisationen, Ereignissen oder örtlichen Begebenheiten ist unbeabsichtigt und vollkommen zufällig.

Lt. John St. Clair wischte sich in einer ungeduldigen Geste den Schweiß von der Stirn, während sein rechter Arm weiterhin verkrampft die M16 auf sein Ziel gerichtet hielt. Ein Unterfangen, das angesichts der feuchten Hitze sinnlos erschien. Sofort bildeten sich neue Perlen, die in salzigen Tropfen aus unzähligen Poren hervorquollen und über seine sonnengegerbte Haut liefen. Brennend sammelten sie sich in seinen Augen und er unterdrückte ein Fluchen bei dem Versuch, diese wegzublinzeln. Zu groß war die Gefahr der Ablenkung, zu groß die Gefahr der Unaufmerksamkeit, die innerhalb eines Moments über Leben oder Tod entscheiden konnten.

Verdeckt durch die üppige Vegetation des Regenwaldes lag er geräuschlos auf den Bauch. Selbst sein Atem kam flach und lautlos über seine Lippen. Erstarrt in seinen Bewegungen, sein Maschinengewehr auf sein Ziel gerichtet, ließ er den jungen Vietcong nicht aus den Augen, der auf der Lichtung vor ihm seinerseits seinem Kameraden eine M60 an den Kopf hielt.

Der Junge war nicht älter als 15, höchstens 16 Jahre. John hatte einen Sohn in dem Alter. Aber dieser befand sich tausende von Meilen auf der anderen Seite der Welt, wo er sich gerade sicher und womöglich von einer besseren Zukunft träumend in seinem Zimmer aufhielt.

Der Junge vor ihm zitterte wie Espenlaub, während er weiterhin den jungen Soldaten der US Army in Schach hielt, der vor 6 Monaten in Johns Kompanie versetzt worden war. Private Robert A. Williams war ein Jungspund, wie er im Buche stand. Seine kurzen, hellblonden Haare standen in alle Richtungen ab und symbolisierten das Heu, mit dem sein Kopf gefüllt war. Ab dem Moment, ab welchem er in Johns Kompanie seinen Dienst angetreten hatte, hatte er nur Unsinn und Streiche im Kopf gehabt. Immer zu Scherzen aufgelegt brachte er reichlich Unruhe in die Einheit. Zumindest war das bis vor wenigen Tagen noch der Fall gewesen, bis ihre Einheit von einer Gruppe dieser Schlitzaugen aus heiterem Himmel angegriffen worden

war. Private Williams bewies zum ersten Mal Heldenmut und Charakter, er verteidigte seine Kameraden und erledigte ein halbes Dutzend ihrer Angreifer. Aber die Übermacht war zu groß und sie mussten fliehen. Kopflos rannten sie in alle Himmelsrichtungen, nur John und Williams nahmen zufällig den gleichen Weg. Dabei wurden sie von ihrer Einheit getrennt und schlugen sich seitdem gemeinsam durch die feindliche Vegetation. Das war nun zwei Tage her und sie hatten sich in nördlicher Richtung gehalten, wo, wie sie zuerst dachten, ihr Hauptquartier lag. Letztendlich mussten sie sich eingestehen, dass sie sich heillos in dem undurchdringlichen Dschungel verirrt hatten.

Die Hitze war brütend und die Luft schwanger von der Feuchtigkeit. Durchgeschwitzt und erschöpft nach ihrem beschwerlichen Marsch durch das Dickicht hatten sie sich entschlossen, eine Rast einzulegen. Der junge GI zog sich zurück, um auszutreten und John brach erschöpft am Fuße eines Baumes zusammen und schloss für einen Augenblick die Augen. Ob er eingenickt oder für kurze Zeit zwischen Traum und Wirklichkeit geschwebt war, konnte er nicht sagen, aber durch ein Gefühl der dunklen Vorahnung schreckte er mit einem Ruck auf und sah sich panisch um.

Er konnte Williams nirgendwo entdecken.

Mit einem Mal war auch dieser verdammte Ton in seinen Ohren zurück. Dies war ein Überbleibsel aus der Zeit in Korea, als unmittelbar in seiner Nähe eine Handgranate hochgegangen war. Er kam damals unverletzt und mit einem Schrecken davon, aber dieses Klingeln in seinen Ohren war seitdem sein treuer Begleiter. An manchen Tagen war es leise, aber an anderen, an denen er unter Stress und Druck stand, wurde das Geräusch in seinem Trommelfell unerträglich. Es schien, als ob diese Behinderung seinen Gehörsinn zudem zehnfach verstärkt hätte, denn er konnte eine Ameise niesen hören, wenn das Pfeifen in seinen Ohren schlimmer wurde. Jeder Laut des Dschungels um ihn herum steigerte sich zu einem ohrenbetäubenden Crescendo.

Das Zwitschern der Vögel hallte wie ein Echo in seinem Gehirn wider, das Rascheln kleiner Tiere im Gebüsch verursachte ein schmerzhaftes Ziehen hinter seiner Stirn. Schwarze, dicke Fliegen umkreisten seinen Kopf, angezogen von dem Schweiß, der weiterhin in Strömen über seinen Körper rann, und ihr Brummen klang für ihn wie das Geräusch von schweren Triebwerken.

Er schüttelte den Kopf, um seinen Verstand von der Reizüberflutung freizubekommen. Williams war in Schwierigkeiten, das ahnte er, und sein Körper reagierte auf die Gefahr, das war alles. Er hob die Waffe auf, die neben ihm lag und schlich leise durch das Unterholz und blickte nervös um sich. Er schlug die Richtung ein, in der er den jungen Soldaten zuletzt hatte gehen sehen, bevor er weggedriftet war. Er hoffte, den Private wohlauf zwischen den Bäumen entdecken zu können. Aber er wusste, diese Hoffnung war trügerisch.

Nach wenigen Minuten verlor er die Orientierung. Er drehte sich um seine eigene Achse. Dann hörte er Stimmen. Geduckt, die Sinne aufs äußerste geschärft, setzte er seinen Weg in die Richtung fort, aus der er die Laute vernommen hatte. Nach nur wenigen Metern schwoll das Stimmengewirr zu einem lauten Brüllen an. Der Dschungel lichtete sich plötzlich und wenn er nicht rechtzeitig angehalten hätte, wäre er fast in die zwei Männer hineingelaufen, die auf einer kleinen Lichtung vor ihm standen.

Er erkannte Williams, der die Arme über den Kopf erhoben hielt. Vor ihm stand ein junger Vietcong, seine Waffe auf den Kopf des Soldaten gerichtet.

In letzter Sekunde duckte John sich wieder hinter das Dickicht und verharrte seitdem in dieser Position. Er überlegte fieberhaft, wie er Williams befreien konnte, ohne diesen zu gefährden.

Von seinem Standort aus befand sich der GI genau zwischen ihm und dem Vietcong. Somit hatte John keine freie Schussbahn und

es war riskant, seine Stellung zu wechseln, ohne entdeckt zu werden. Zitternd lag das Maschinengewehr in den Händen des Vietcongs, der dem Private Befehle entgegen brüllte, in einer Sprache, die dieser nicht verstand. Williams hatte immer noch die Hände erhoben, versuchte aber, beschwichtigend auf den Jungen einzureden, um ihn zu beruhigen. Dieser wurde dadurch nur noch nervöser und schrie Williams immer lauter an. John befürchtete, dass der junge und sicherlich unerfahrene vietnamesische Soldat bald endgültig die Nerven verlieren und Williams erschießen würde. Ihm blieb nichts anderes übrig, er musste seinen Standort wechseln, um freie Schussbahn zu erhalten.

So lautlos, wie es ihm möglich war, setzte er sich in Bewegung. Die Vegetation bot ihm immer noch genügend Deckung, er durfte nur kein Geräusch machen, das ihn hätte verraten können. Fieberhaft suchte er den Boden zu seinen Füßen ab, um eine freie Stelle zu finden, auf die er treten konnte. Nur wenige Zentimeter nach links oder nach rechts, damit Williams nicht mehr im Fadenkreuz seiner M16 stand, dann konnte er den Victor Charlie, wie die Vietcongs allgemein von der Army bezeichnet wurden, erledigen. Links von sich sah er eine Stelle, die nur mit Moos und Gräser bewachsen war. Vielleicht würde es schon reichen, wenn er nur einen Schritt in diese Richtung tat. Mit einem gezielten, erfahrenen Schuss würde er den jungen Vietnamesen erledigen. Einen Jungen, der vom Alter her sein Sohn hätte sein können. Einen Jungen, der in Zeiten des Friedens sein ganzes Leben vor sich gehabt hätte. Der, wenn es das Schicksal anders gewollt hätte, aufwachsen, eines Tages heiraten und eine eigene Familie gründen würde, so wie es sich John für seinen eigenen Sohn wünschte. Dennoch würde er schießen und das Leben des Halbwüchsigen innerhalb einer Sekunde auslöschen. Er würde Williams retten, auch wenn dies bedeutete, einer Mutter das Herz zu brechen und einem Vater den ganzen Stolz zu nehmen. Er wusste, dieser Moment würde von nun an auf seinem Gewissen lasten. Dennoch würde er das

Richtige tun. Er nahm ein Leben und rettete gleichzeitig ein anderes. Niemand würde ihm seine Tat vorwerfen. Er würde weiterleben, wie er bisher gelebt hatte. Vielleicht würde er auch bald wieder bei seiner Familie sein und mit ihnen die Freuden des Wiedersehens genießen. Vielleicht würde ihn sein Alltag bald wieder haben, wenn dieser verfluchte Krieg endlich vorbei war und er könnte wieder ein normales Leben führen, weit weg von den Schrecken dieser grünen Hölle. Aber wenn er nachts seinen Kopf auf das Kissen legte und der Schlaf ihn übermannte, würde ihn dieser Augenblick in seinen dunkelsten Träumen verfolgen. Die Gedanken würden wiederkehren und seinen Geist mit den Erinnerungen quälen, die sich für ewig in seinen Verstand eingebrannt hatten. Aber ihm blieb keine Wahl. Er würde gleich das Schicksal dieses Jungen, aber gleichzeitig auch sein eigenes, besiegeln.

Fliegen summten wieder um seinen Kopf herum, setzten sich auf sein schweißbedecktes Gesicht, kitzelten seine Haut. Das Gebrumm irritierte ihn, beeinflusste seine Konzentration. Mit der linken Hand versuchte er, die Störenfriede zu verjagen, aber die Geräusche wie von tausend Motoren schwollen in seinen Ohren an, blendeten jeden klaren Gedanken aus. Er machte einen Schritt zu Seite, war aber zu abgelenkt, zu unvorsichtig und bemerkte nicht den Ast, der auf dem Boden lag. Mit einem Knacken, der ihm so laut erschien, dass fast sein Trommelfell platzte, brach der dünne Ast entzwei. Dies wiederum schreckte einen Vogel auf, der im Gebüsch auf Futtersuche war. Das, was nun in Sekundenbruchteilen geschah, nahm er jetzt wie in Zeitlupe wahr. Der Vogel flog erschrocken auf. Der junge Vietcong zuckte zusammen und John hörte das Klicken, als der Junge auf den Abzug seiner Waffe drückte. John rechnete sogleich damit, Williams Körper zucken zu sehen, während er innerhalb eines Augenblicks von einem Dutzend Kugeln durchlöchert wurde und er in einem Schauer aus Blut vor seinen Augen zusammenbrach. Aber nichts dergleichen geschah. Die M60 klickte einige Male, aber die Waffe feuerte keine tödlichen

Geschosse auf den Private ab. Stattdessen sah John sich selbst, wie er einen weiteren Schritt zur Seite trat, heraus aus seiner Deckung, seine Waffe hob, zielte und eine Salve von Kugeln auf den Kopf des Jungen abfeuerte. Dessen Schädel platzte auf wie eine reife Frucht und ein Blutregen schoss aus seinem Hinterkopf heraus. Die karmesinroten Tropfen schienen für einen Moment in der Luft zu schweben, bevor sie der Schwerkraft nachgaben und zu Boden fielen. Der Junge sah mit dem letzten verbliebenen heilen Auge ungläubig in seine Richtung. Die andere Hälfte seines Gesichts bestand nur noch aus einem Brei aus Fleisch und Knochenstücken. John blickte zurück in das verwunderte, schwarze Auge des Kindes. Dieser stand für einen Augenblick still, er und John starrten sich an, dann sackte der Körper des Jungen leblos zusammen und er sank zu Boden.

Williams war in dem Moment, als John seine Waffe abgefeuert hatte, zur Seite gesprungen und hatte sich auf den Boden geworfen, die Arme schützend um seinen Kopf geschlungen. Er kauerte immer noch zitternd auf der Erde, als John sich ihm näherte.

Erst, als der Leutnant neben ihm stand, hob der Private seinen Kopf und sah seinen Kommandanten mit schreckgeweiteten Augen an. John streckte ihm die Hand entgegen und langsam und immer noch bebend vor Entsetzen griff Williams danach und rappelte sich ächzend auf.

„Ich... ich bin einfach in ihn hineingerannt. Habe ihn nicht gesehen.“, murmelte er. Dann richtete sich sein Blick auf den Körper des Jungen und die restliche Farbe wich aus seinem Gesicht. Würgend wandte er sich ab.

Dort, wo Johns Kugeln ihn getroffen hatten, bestand das Gesicht des Vietnamesen nur noch aus einer breiigen Masse. Die Gewehrsalven hatten seine Schädeldecke geöffnet und Teile seines Gehirns hatten sich strahlenförmig um den Körper herum in einer unkenntlichen, blutigen Substanz verteilt.

John war diesen Anblick gewohnt und das war es nicht, was ihm

durch Mark und Bein fuhr. Aus der Nähe erkannte er, dass der Junge noch jünger gewesen sein musste, als er ihm auf den ersten Blick erschienen war. In all den Jahren, die er beim Militär gedient hatte, hatte er bisher noch kein Kind töten müssen. Er wusste, dass er damit bisher einer der wenigen Ausnahmen war und er war immer dankbar dafür gewesen. Nun hatte es ihn aber eingeholt und er starrte auf die Leiche eines Kindes, das er aus dem Leben gerissen hatte. Es drehte ihm den Magen um und der Anblick setzte sich für immer in seinem Verstand fest wie ein bösartiges Krebsgeschwür, das keine Medizin mehr zu heilen wusste.

„Er... er hatte eine Ladehemmung.“, brachte Williams mühsam hervor, während er sich krampfhaft bemühte, seinen Mageninhalt bei sich zu behalten.

„Ich weiß.“. John wandte den Blick ab.

„Wir sollten uns zurückziehen, solange wir noch Zeit haben. Er war sicherlich nicht allein und seine Leute dürften bald hier sein.“.

Williams riss sich mühsam zusammen und vermied dabei den Blick auf den Leichnam des Jungen. Nervös sah er sich um, aber noch war niemand außer ihnen zu sehen. Aber die Zeit drängte, also machten sich rasch wieder auf den Weg. Sie schlugen eine Richtung ein, die sie tiefer in den Dschungel hineinführte und hoffentlich vor dem Feind verbarg. Allmählich ging der Tag zu Neige und die Sonne schien blutrot durch das Blätterdach. Die Geräusche um sie herum wurden lauter, als die nachtaktiven Tiere langsam zum Leben erwachten. Affen brüllten und das Geschrei hallte in Johns Ohren wider und verstärkte das laute, hohe Pfeifen in seinem Trommelfell, welches ihm nur selten Ruhe schenkte.

Er schüttelte energisch den Kopf, denn er musste wachsam sein und durfte sich keine Ablenkung mehr erlauben. Jeden Moment konnten sie auf den Feind stoßen. Bis jetzt hatten sie einfach nur Glück gehabt, dass sie nicht entdeckt worden waren. Oder war der Feind gerissen genug und hatte die Verfolgung längst

aufgenommen, um sich dann überraschend auf sie zu stürzen? Er durfte sich durch diesen nervtötenden Ton in seinem Kopf nicht aus der Fassung bringen lassen, aber es fiel ihm schwer, achtsam zu bleiben und auf Geräusche zu horchen, die auf ein Heranpirschen des Feindes hindeuten würden. Williams war zu unerfahren, er konnte sich nicht auf ihn verlassen, also lag die Last, sie sicher durch den Dschungel zu führen, allein bei ihm.

Zwei Stunden später brach der Abend über sie herein und sie beschlossen, auf einer kleinen Lichtung, die sich vor ihnen auftat, die Nacht zu verbringen. Sie ließen sich auf den weichen Boden nieder und vermieden es ein Feuer zu machen. Sie durchforsteten ihre Rucksäcke nach den letzten Futterrationen, die sie noch bei sich hatten. Viel war nicht mehr übrig und wenn sie nicht bald wieder zu ihrer Kompanie stießen, mussten sie sich wohl oder übel mit dem begnügen, was der Wald hergab. Williams monierte, dass es diesmal wohl keinen Kaffee geben würde, den er auch abends vor dem Schlafengehen gerne trank. Koffein schien bei ihm keine Wirkung zu haben, selbst wenn er literweise Kaffee getrunken hatte, schlief er nachts wie ein Baby.

Sie hatten sich zu Ruhe begeben und Johns Gedanken kreisten wieder um das Kind, das er erschossen hatte. Er kam sich wie ein Mörder vor und nicht wie jemand, der aus Notwehr gehandelt hatte, um einen Kameraden zu retten. Erwachsene im Krieg zu töten empfand er als notwendiges Übel, das gehörte zu dem elendigen Gewerbe dazu. Aber ein Kind zu ermorden, auch wenn ihm keine andere Wahl geblieben war, setzte ihm mehr zu, als er verkraften konnte. War es denn tatsächlich Notwehr gewesen? Der Junge hatte zwar auf Williams geschossen, aber er hatte eine Ladehemmung. Er wäre leicht zu überwältigen gewesen, wenn John nicht instinktiv gehandelt, sondern Zeit gehabt hätte, nachzudenken. Aber seine Finger krümmten sich im gleichen Moment um den Abzug, als der Junge schoss. Hätte er in diesem Moment doch nur einen freien Kopf gehabt, aber dieser

verdammte Tinnitus, mit dem er schon seit Jahren sein Leben teilte, hatte ihn abgelenkt. Er hatte keine Chance gehabt, die Lage richtig einzuschätzen. Nur eine Sekunde bei klarem Verstand, um die Situation zu erfassen, dann hätte Williams den Jungen leicht überwältigen können. Er wäre jetzt ihr Gefangener und er wäre eine gute Geisel gewesen, wenn sie auf seine Kameraden gestoßen wären. Aber, was viel wichtiger war, er könnte noch am Leben sein und Johns Gewissen wäre rein, seine Gedanken würden ihn jetzt nicht zerfleischen.

„Auch einen Zug?“. Williams grinste ihn an und hielt ihm einen Joint entgegen.

John erwiderte seinen Blick verwundert.

Dieser zuckte entschuldigend die Achseln.

„Ich habe immer etwas für den Notfall parat.“. Er lächelte müde. „Ich glaube, heute haben Sie sich ebenfalls was von dem Zeug verdient.“.

John sah auf den Joint herab, den der Private ihm immer noch entgegenhielt, dann schüttelte er den Kopf.

„Wie Sie meinen.“. Williams lehnte sich zurück und nahm einen weiteren Zug.

„Sie sollten wachsam bleiben und sich nicht benebeln.“, tadelte John ihn.

„Es gibt nichts, was meine Sinne mehr schärfen würde.“, entgegnete der junge Soldat süffisant.

Eine Weile saßen sie schweigend am Fuße eines mächtigen Baumes, bis der Private wieder das Wort ergriff.

„Übrigens, danke!“.

John, aus seinen Gedanken gerissen, blinzelte verwirrt.

„Na, dafür, dass Sie meinen Arsch gerettet haben.“.

Er erwiderte nichts. Williams blinzelte schuldbewusst.

„Ich weiß, ich habs verbockt, es war meine Schuld, dass Sie den Jungen erschießen mussten. Ich habe nicht aufgepasst.“.

Nachdenklich sah John den Private eine Weile an. Schließlich sprach er.

„Uns allen unterlaufen Fehler, Sie sind nicht allein damit.“.

Er schloss die Augen, für ihn war das Gespräch damit beendet. Weitere Minuten verstrichen und John merkte, wie er langsam in den Schlaf hinüberglitt. Mit einem Ruck richtete er sich wieder auf.

„Wir sollten Wache halten, ich übernehme die erste.“.

„Kommt nicht in Frage, Sir, das mache ich schon. Das ist das Mindeste, was ich tun kann, Ihnen einige Stunden Schlaf gönnen.“. Williams lächelte ihm zu und für einen Moment war er der unschuldige Junge auf dem College, dessen einzige Sorge es war, das nächste Spiel zu gewinnen und die Highschool-Schönheit seiner Schule zu einem Date auszuführen. Der Krieg hatte noch keine Spuren in seinem Gesicht hinterlassen, die tiefen Furchen waren John vorbehalten. Diese ließen ihn Jahre älter erscheinen, als er es mit seinen 46 Jahren tatsächlich war.

Seine Glieder fühlten sich müde an und er kam sich plötzlich sehr alt vor. Der Schlaf drohte ihn wieder zu übermannen, ein Segen nach den Erlebnissen des Tages. Diese Gnade durfte er nicht zurückweisen. Zu erschöpft, um zu protestieren, willigte er schließlich ein und schloss seine Augen. Einige Momente später fiel er in einen unruhigen Schlaf und die Alpträume holten ihn ein.

Er lief wieder durch den Dschungel. Die Luft war dick und feucht, er war kaum imstande, sie zu atmen. Er rannte, rannte immer schneller. Er wusste nicht, wovor er flüchtete, aber Panik schnürte ihm immer mehr die Kehle zu. Er wusste nur, dass er rennen musste, so schnell ihn seine Beine trugen, denn wenn er stehen blieb, würde etwas Unausprechliches passieren. Seine Sicht war getrübt, er nahm seine Umgebung wie durch einen zähen, grünen Dunst wahr. Alles erschien unwirklich, als würde er sich durch die Vegetation eines fremden Planeten schlagen.

Wo war Williams? Er blieb plötzlich stehen, drehte sich um seine eigene Achse. Er konnte den jungen GI nirgendwo

entdecken. Er war mutterseelenallein. Was war geschehen? Angst kroch seine Glieder hoch, setzte sich in seinen Verstand fest. Die Luft, die immer dichter und schwerer wurde, drang kaum noch in seine Lungen ein, da die Furcht seinen Hals immer enger zusammendrückte.

Blind stolperte er weiter durch das Dickicht. Kopflos lief er mal in eine, dann in die andere Richtung. Die Orientierung hatte er längst verloren.

Plötzlich stolperte er, fiel der Länge nach hin. Seine Hände, mit denen er den Fall abfedern wollte, griffen in etwas Feuchtes, Weiches. Er rutschte ab, sein Gesicht vergrub sich in einer klebrigen Substanz. Hustend und spuckend rappelte er sich auf und erstarrte vor Entsetzen.

Unter ihm lag Williams, seine verrottende Leiche schon zum Großteil aufgelöst. Johns' Finger hatten sich beim Fallen in den geöffneten Brustkorb des Jungen versenkt, Maden liefen zu Hunderten über seine Hände, als er hektisch versuchte, sich aufzurichten. Im nassen, verwesenden Gewebe des jungen Soldaten rutschten seine Hände immer wieder ab, ohne Halt zu finden.

Er blickte in Williams' grinsendes Gesicht, welcher ihn mit eingesunkenen, gallertartigen Augen ansah, deren Licht schon längst erloschen war. Sein Gesicht bestand nur noch aus fauligem, stinkendem Fleisch, welches an mehreren Stellen aufgeplatzt war und seine Kiefer freigelegt hatte. Die Zunge hing als schwarzer, vertrockneter Brocken zwischen Lippen heraus, die rissig und blutig in Fetzen zu einer ewig lächelnden Fratze verzogen waren.

Angewidert wollte John sich von der Leiche wegrollen, aus der immer noch Maden hervorquollen, als sich die schwarze Zunge zu bewegen begann und die ausgelaufenen, eingesunkenen Augäpfel ihren Blick auf ihn richteten. Die verheerten Lippen des Private verzogen sich zu einem breiten, unnatürlichen Lächeln, wobei die schwarz verfärbten Lippen mit einem schmatzenden Geräusch weiter aufrissen.

John erstarrte und konnte sich nicht von dem grausamen Anblick abwenden, als Williams mit krächzender Stimme, die aus den tiefsten Tiefen der Erde zu kommen schien, sprach:

„Hören Sie das Trommeln, Sir? Hören Sie, wie es lauter wird? Laufen Sie, Sir, laufen Sie, solange Sie können!“. Dann begann er zu lachen, ein eingerostetes, kehliges Lachen, das John Schauer des Entsetzens über den Rücken laufen ließ. Noch mehr Maden brachen aus Williams geöffneten Kiefer hervor und endlich löste sich Johns Erstarrung. Er richtete sich entsetzt auf, stolperte dabei erneut über den Körper des toten Soldaten, dann fand er endlich Halt und rannte, rannte um sein Leben, getrieben von Grauen und Schrecken, die ihm durch die Knochen fuhren. Und dann hörte er es, ein Geräusch, anfangs leise in seinen Ohren, dann immer lauter werdend. Zuerst ein dumpfes Pochen, dann allmählich ein lauter werdendes Poltern, das sich zu einem Trommeln steigerte, welches sein gesamtes Denken auslöschte...

Etwas stieß schmerzhaft gegen seine Rippen. Er hörte Stimmen. Gebrüll. Etwas zerrte an ihm, holte ihn zurück ins Bewusstsein. Benommen stieg sein Geist aus den Tiefen des Schlafes empor. Blinzeln öffnete er die Augen, nur um mit einem Schlag wach zu werden. Er blickte geradewegs in den Lauf einer M60, die auf seinen Kopf gerichtet war und sich nur wenige Zentimeter vor seinem Gesicht befand. Ein Vietcong, der die Waffe hielt, brüllte ihn an und trat ihm gleichzeitig in den Bauch. John krümmte sich vor Schmerzen, ihm blieb aber keine Zeit, sich zu erholen, denn der Mann zerrte ihn hoch und zwang ihn gleichzeitig, sich niederzuknien. Die Waffe hielt er auf seinen Hinterkopf gerichtet. John blieb nur einen Moment Zeit, sich umzusehen und die Lage zu erfassen. Er erblickte ein Dutzend feindlicher Soldaten, die sie auf der Lichtung umzingelt hatten, alle bis auf die Zähne bewaffnet. Ein Soldat hielt Williams in Schach, der ebenfalls auf den Knien verharrte, die Hände hinter dem Kopf verschränkt.

Williams bemerkte Johns Blick und schielte zu ihm herüber.

„Es tut mir leid, Sir, ich bin wohl eingenickt...“.

Der Soldat, der hinter ihm stand, versetzte ihm augenblicklich einen Schlag mit dem Gewehrlauf auf den Hinterkopf. Williams stürzte benommen nach vorne, blieb aber bei Bewusstsein und richtete sich mühsam wieder auf.

Die Männer diskutierten nun hitzig und aufgeregt in ihrer fremden Sprache. Aus den wenigen Wortfetzen, die John verstand, hörte er heraus, dass die Männer darüber stritten, ob sie ihre Gefangenen gleich an Ort und Stelle töten sollten oder sie noch eine Weile als ihre Gefangenen am Leben ließen.

Eine der Männer, ein älterer Vietnameser mit schon ergrautem Haar, dessen Gesicht hart von dem entbehrungsreichen Leben gezeichnet war, sah hasserfüllt zu Williams und John herüber. John vermutete, dass er der Anführer war, denn er schnitt den anderen Männern mit einer wütenden Geste das Wort ab, worauf hin diese ihren Streit sofort unterbrachen und ehrfürchtig in seine Richtung sahen.

Er ging mit langsamen Schritten auf Williams zu und John befürchtete, dass nun die letzte Stunde des GIs geschlagen hatte. Er umrundete Williams mit langsamen, bedächtigen Schritten und blickte dabei, ohne die Augen von ihm zu wenden, auf ihn hernieder. Seine Waffe hielt er auf den gesenkten Kopf des jungen Mannes gerichtet. Williams zitterte am ganzen Körper, er erwartete jeden Augenblick seinen sicheren Tod. Der Vietcong blieb vor ihm stehen. Er brüllte etwas, was John nicht verstand. Williams zuckte zusammen, dann hob er den Kopf und sah dem Mann mit verzweifelter Tapferkeit ins Gesicht. Der Mann holte daraufhin aus und schlug dem Soldaten mit dem Gewehrkolben ins Gesicht. Williams Kopf wurde zur Seite geschleudert und eine Blutfontäne schoss aus seinem Mund. Dann fiel er zu Boden und blieb dort regungslos liegen.

Der Mann sah auf ihn herunter, dann spuckte er angewidert auf den Jungen aus. Grenzenlose Verachtung sprach aus seinen wütend blitzenden Augen. Hasserfüllt richtete er den

Gewehrlauf auf das zugeschwollene, blutige Antlitz des Jungen. John sah nun, dass dieser immer noch bei Bewusstsein war und auf die Waffe starrte, die nur wenige Zentimeter von seinem Kopf entfernt war. Wie eine Schlange, die von einem Beschwörer im Bann gehalten wird, folgten seine Augen dem Waffenlauf. Der alte Soldat machte eine ruckartige Bewegung in seine Richtung. Williams riss die Arme vors Gesicht und krümmte sich vor Schreck auf dem Boden zusammen. Der Anführer und seine Männer lachten spöttisch, dann brüllte der Vietcong einige Befehle und Williams und John wurden auf die Füße gezerrt. Williams taumelte, aber der Soldat hinter ihm stieß ihm sein Gewehr schmerzhaft in den Rücken, so dass er fast wieder hinfiel. Dennoch fing er sich wieder und setzte sich in Bewegung. Auch John wurde vorwärts gestoßen und zum Gehen angetrieben. Offenbar sollten sie jetzt noch nicht sterben, aber John gab sich keinen Illusionen hin. Sie hatten nur eine Gnadenfrist bekommen, einen kleinen Aufschub, bis man sie erledigte. Schon bald würden sie sich den Tod herbeisehnen, denn er ahnte, dass ihnen nun unmenschliche Grausamkeiten bevorstanden, die sie sich nicht einmal in ihren wildesten Träumen vorstellen konnten. Der Tod wäre jetzt wahrlich eine Erlösung gewesen.

Die Männer trieben sie an, sich in Bewegung zu setzen und die Gruppe marschierte los. John wusste nicht, wie lange sie durch den Dschungel liefen, in der brütenden Hitze kam es ihm wie Stunden vor. Die Soldaten schlugen Wege ein, welche sie Kreuz und Quer durch das Dickicht führten. Wieder nahm das Pfeifen in seinen Ohren zu und behinderte ihn dabei, sich die Pfade zu merken, die sie beschritten. Trotz ihrer Lage hoffte er auf eine Chance zu entkommen. Er betete, dass wenigstens Williams die Geistesgegenwart besaß, sich an den Weg zu erinnern, sollte ihnen eine Flucht gelingen. Aber selbst dann waren sie noch getrennt von ihrer Einheit, diesmal mit Verfolgern im Rücken. Die Geräusche schwollen wieder an, er wurde von ihnen überflutet. Er nahm alles mit einer

ohrenbetäubenden Lautstärke wahr, bis er das Gefühl hatte, sein Kopf würde explodieren. Seit dem Tod des jungen Vietcongs schienen sich seine Beschwerden stündlich zu verschlimmern. Er konnte sich immer weniger auf seine Sinne verlassen. Die Hitze setzte ihm zu, die Luftfeuchtigkeit war wie eine dickflüssige Masse, aus der seine Lungen kaum imstande waren, Sauerstoff zu filtern. Seine Sicht war verschwommen. Williams vor ihm schien wie durch eine Nebelschwade zu stolpern. Der GI hielt den Kopf gesenkt, er schien ebenfalls nicht im Vollbesitz seiner Kräfte zu sein. Mit hängenden Schultern lief er zwischen den Soldaten, er schaute weder nach links oder nach rechts. Scheinbar hatte er aufgegeben. John verstand jetzt, dass ihr Entkommen allein in seinen Händen lag. Er hoffte, dass sie lang genug am Leben blieben, um einen Plan zu fassen. Seine Sinne schwanden wieder und er lief wie durch einen Traum. Stundenlang trieben die Männer sie an, auf den Weg achtete er schon längst nicht mehr. Der Gedanke lockte ihn, ebenfalls wie Williams einfach aufzugeben, die Folter und die Qualen, die schon bald folgen sollten, einfach über sich ergehen zu lassen und dann in den willkommenen Schoss des Todes zu versinken. Nein! Er musste gegen diese Gedanken ankämpfen! Allmählich klärte sich sein Verstand wieder und das stetige Summen in seinem Trommelfell wurde leiser, bis es schließlich verstummte und sein Denken nicht mehr trübte. Sein Blick war wieder klarer und er bemerkte, wie der Dschungel sich zu lichten begonnen hatte. Williams lief immer noch gesenkten Hauptes vor ihm, wie ein Automat setzte er einen Fuß vor den anderen, immer noch versunken in seiner Welt, aus der er sich weigerte zu erwachen. Wenn der Krieg dem jungen Private bisher wie ein kurzweiliges Spiel erschienen war, so wurde er jetzt mit der grausamen Wahrheit konfrontiert. Wie alle anderen in seiner Einheit hatte auch er die Geschichten über die Foltermethoden und den Misshandlungen der Vietcong mitbekommen und ihm schwante offenbar, was ihnen bald blühen würde. John konnte nur beten, dass er wieder einen Zugang zu

dem Jungen finden würde. Sie durften nur nicht voneinander getrennt werden, dann hatte er eine Chance, Williams ins Gewissen zu reden und ihn aus seiner Lethargie herauszuholen. Eins stand aber fest: Ohne Williams war er nicht bereit zu fliehen. Entweder, sie entkamen gemeinsam oder sie gingen beide drauf.

Die Sonne blendete ihn, als die Bäume immer spärlicher wurden und die Strahlen ungehindert auf die Erde trafen. Immer weniger Bäume boten Schutz vor den scharfen Klauen der Mittagssonne. Plötzlich und unerwartet gaben diese dann den Blick auf ein karges Feld frei. John erkannte jetzt die Häuser einer Siedlung, die sich vor ihm auftat.

Vor ihnen erstreckte sich eine staubige Straße, zu beiden Seiten gesäumt von Hütten, deren Wände aus zusammengebundenem Bambus und einfachen Holzbrettern bestanden. Die Dächer waren mit Stroh gedeckt. Großgewachsene Palmen mit krummen Stämmen spendeten hier den Bewohnern Schatten. John zählte ungefähr 15 Hütten. Daher schätzte er, dass sich die Anzahl der hier lebenden Menschen wohl auf 50-70 Seelen belief.

Kinder liefen auf dem staubigen Platz umher und spielten. Als sie den Ankömmlingen gewahr wurden, hielten sie in ihrem Spiel inne. Sie starrten die Gefangenen an und tuschelten, einige unterdrückten ein Kichern. Weitere Bewohner traten aus ihren Bambushütten, Männer, Frauen und Kinder jeden Alters. Sie alle beäugten John und Williams mit unverhohlener Neugier, aber auch mit feindseligem Abscheu.

Eine Frau trat aus der Ansammlung der Umstehenden heraus und näherte sich dem Anführer der Soldaten. Mit ihren Augen, die von unzähligen Falten umrahmt waren, blickte sie verwirrt auf die Truppe. Dann blieb sie fragend vor dem Anführer stehen. Dieser sah auf sie herab, ein Ausdruck des Schmerzes in seinem Gesicht, und schüttelte den Kopf. Die Frau schrie qualvoll auf, dann vergrub sie ihren Kopf in den Händen und weinte hemmungslos. Der Anführer legte seine Hand auf ihre Schulter und verharrte so einen Augenblick, ihre Qual teilend. Dann

drehte er sich zu seinen Männern um. Dabei streiften seine Augen die beiden Gefangenen und brennender Hass loderte wieder in ihnen auf. Mit einer Kopfbewegung bedeutete er den Soldaten, die John und Williams bewachten, die Gefangenen weg zu bringen. Der Soldat hinter John schlug ihm das Gewehr in die Kniekehlen, so dass er nach vorne stürzte, dann riss ihn der Mann wieder mit brutaler Gewalt auf die Füße und stieß ihn in Richtung einer kleineren Behausung, die links von ihnen stand. Williams wurde gerade unsanft durch die Tür befördert, gefolgt von John. Er landete auf allen Vieren und während er sich aufrappelte, fiel die Tür hinter ihm zu.

Die Soldaten überließen ihn und Williams vorerst ihrem Schicksal. John hatte dennoch keine Zweifel daran, dass mindestens ein Wachposten vor dem Eingang Wache hielt und jeden Fluchtversuch vereiteln würde.

In der Hütte war es dunkel, seine Augen mussten sich erst an das Zwielicht gewöhnen, um etwas erkennen zu können. Licht fiel durch den Spalt eines kleinen Fensters, das von außen mit Holzbrettern vernagelt worden war. Der Raum, in dem er sich befand, schien nicht sonderlich groß zu sein, aber er konnte das bei der mangelnden Sicht schwer einschätzen. Die Luft war heiß und stickig und ein widerlicher Geruch stieg ihm in die Nase. Er musste würgen, da es ihm den Atem verschlug. Allmählich gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit. Er entdeckte Williams, der kauern in einer Ecke saß, den Kopf zwischen seinen Knien vergraben. Neben ihm grunzte und raschelte etwas. John runzelte die Stirn und kniff die Augen zusammen. Er konnte zwei Schweine und ein kleines Ferkel entdecken, die in ihrem eigenen Mist wühlten.

Den Arm vor seinem Gesicht haltend, um die üblen Ausdünstungen der Tiere und den Geruch nach Kot abzuschwächen, ging er zu dem Private und kniete sich neben ihn.

„Williams...“, flüsterte er.

Dieser reagierte nicht, auch nicht, als er ihn am Oberarm packte und leicht schüttelte.

„Williams, nun kommen Sie doch zu sich!“. Er umfasste den muskulösen Arm des jungen Mannes fester und rüttelte diesmal stärker an ihm.

Allmählich hob der GI seinen Kopf und mit verschleiertem Blick sah er seinen Kommandanten benommen an. Es blitzte kurz in seinen Augen auf, als er John endlich erkannte und sein Mund verzog sich zu einem verzweifelten Grinsen. Ein Lichtstrahl fiel durch einen Fensterspalt direkt auf Williams Gesicht und zu Johns Entsetzen gaben die Lippen des Jungen den Blick auf blutigen Zahnstummeln frei. Der Vietcong musste ihn härter getroffen haben, als John angenommen hatte. Wahrscheinlich hatte Williams auch eine Gehirnerschütterung erlitten, das hätte seine Benommenheit erklärt.

„Lief ganz schön Scheiße für uns.“, nuschelte der Private zwischen blutigen, aufgesprungenen Lippen.

„Und es war wieder meine Schuld...“.

John legte ihm besänftigend die Hand auf die Schulter.

„Vorwürfe bringen niemandem etwas, wir müssen jetzt zusehen, wie wir entkommen!“.

„Entkommen?“, Williams lachte bitter auf. Dann hustete er, als er sich an seinem Speichel verschluckte.

„Es ist hoffnungslos.“, keuchte er, als er wieder zu Atem kam.

„Oder haben Sie nicht bemerkt, dass hier jeder bis auf die Zähne bewaffnet ist?“.

So sehr John es verabscheute, dass Williams Recht hatte, so beruhigte es ihn auch, dass der Junge offenbar doch noch seine fünf Sinne beisammen und die Lage trotz seines Zustandes erkannt hatte.

„Sie vergessen, dass unsere Leute nach uns suchen. Wenn sie uns finden, dann holen sie uns hier raus, bis dahin müssen wir durchhalten.“. Er griff nach Strohhalmen, aber Aufgeben war keine Option und er brauchte Williams Hilfe, wenn sie hier rauskommen wollten.

Dieser warf ihm einen Blick zu, aus der Verzweiflung und Resignation sprachen.

„Sie glauben doch wohl selbst nicht, was Sie da sagen?“.

„Schluss jetzt, Williams, reißen Sie sich endlich zusammen!“, fuhr John ihn wütend an. „Seien Sie endlich ein Mann und helfen Sie mir lieber, einen Weg zu finden, wie wir hier rauskommen!“.

Als er Williams verletzten Blick sah, empfand er Mitleid.

„Ich weiß, die Lage ist nicht rosig,“, fuhr er mit sanfterem Ton fort, „aber noch ist es nicht hoffnungslos. So lange wir leben, haben wir auch eine Chance, zu fliehen. Wenn wir resignieren, haben wir schon verloren.“.

In Williams Augen zeichneten sich Zweifel ab, aber er nickte stumm.

Mehr konnte John für ihn nicht tun und er hoffte, dass die Zeit kommen würde, wo Williams wieder mehr Mut fasste. Weiß Gott, sie hatten Mut dringend nötig!

Er stand auf und nahm die Hütte näher in Augenschein.

Er suchte die Wände ab. Diese waren kahl und bestanden zwar aus Bambus, diese waren aber erstaunlich stabil, als er mit den Händen dagegen drückte. Das einzige Fenster, durch das nur wenig Licht hereinfiel, war zugenagelt. John schätzte die Lage des Fensters ein und kam zu dem Schluss, dass er zwar die Holzbretter lockern und sogar entfernen konnte, das Fenster aber auf den Hauptplatz des Dorfes hinausging. Jede Manipulation am Fenster oder gar ihre Flucht würde von außen nicht unbemerkt bleiben.

Er suchte weiter, aber das Wenige, was er in der Hütte fand, ließ sich als Waffe oder Werkzeug nicht verwenden.

Er schlich sich zur Tür. Unter dem Türrahmen befand sich ein Spalt von mehreren Zentimetern und er erblickte die Schatten von zwei Beinen. Wie er schon vermutet hatte, hielt mindestens ein Soldat vor der Tür Wache. Es hätte ohnehin keinen Sinn gemacht, durch die Tür zu spazieren und in eine Gruppe schwerbewaffneter Soldaten hineinzulaufen. Das wäre ihr sofortiges Todesurteil gewesen.

Er musste sich etwas anderes einfallen lassen, aber im Moment

sah er keinen Ausweg. Er durfte sich seine Hoffnungslosigkeit nicht anmerken lassen, denn dann würde er Williams als Verbündeten endgültig verlieren.

Er kehrte zu dem GI zurück und ließ sich neben ihm auf den Boden nieder. Erst jetzt merkte er, wie erschöpft er war. Er nahm sich vor, wach zu bleiben, aber die bleierne Müdigkeit in seinen Gliedern und seine brennenden Augen, die von selbst zufielen, ließen ihn in einen unruhigen Schlaf hinabgleiten.

Trommeln. Ein dumpfes Pochen aus den Eingeweiden der Erde, wie tausend kleine Trommeln, die aus der Tiefe ertönten. Zuerst dumpf und leise, dann lauter werdend, bis sein Kopf von ihrem monotonen Klang erfüllt war. Bedrohlich kamen die Geräusche näher, bis er nur noch das Hämmern aus dem Abgrund wahrnahm...

Er schreckte auf! Er war desorientiert, benötigte einige Sekunden, um zu begreifen, wo er war. Er befand sich immer noch in dieser stinkenden Hütte, aber jetzt umfing ihn komplette Dunkelheit. Nur ein dünner Streifen Mondlicht fiel durch den Spalt des Fensters direkt auf Williams, der neben ihm auf dem Boden lag und so fest schlief, als wäre er in die willkommene Umarmung des Todes gefallen.

Auch John war während seines Schlafes auf den Boden gesunken. Sein Kopf lag auf der dreckigen, staubigen Erde und zuerst dachte er, der Traum hätte ihn noch nicht aus seinen Fängen entlassen. Er hörte immer noch das dumpfe Klopfen, der Erdboden unter ihm vibrierte leicht. Benommen hob er den Kopf und schüttelte ihn. Er musste sich aus seinem Alptraum befreien. Er war nun vollständig wach, dennoch nahm er weiterhin ein entferntes Pochen wahr. Aber sie war nicht nur in seinen Ohren, sie kam auch aus dem Erdinneren. Er legte seine Hände flach auf den Boden. Dieser erzitterte schwach unter seinen Fingern und jagte elektrische Funken durch seine Nervenbahnen.

„Williams, wachen Sie auf!“. Er gab dem Private einen

unsanften Stoß in die Rippen. Dieser fuhr mit einem Ruck aus dem Schlaf hoch.

„Was?“. Schlaftrunken sah er sich nach seinem Kommandanten um.

„Hören Sie das?“. John hielt den Atem an und lauschte.

„Was soll ich hören?“.

„Da ist so ein... eine Art Trommeln, ein Brummen aus der Erde. Da! Hören Sie es?“.

Williams hielt einen Moment inne, dann schüttelte er den Kopf.

„Tut mir leid, Sir, ich höre gar nichts.“, nuschelte Williams zwischen seinen zerbrochenen Zähnen.

„Das kann doch nicht sein! Ich bilde mir das doch nicht ein!“.

Er entdeckte Mitgefühl, welches die Züge des GIs´ weich werden ließen. Wut loderte in ihm auf und er wandte sich schnell von dem Jungen ab. Mitleid war das Letzte, was er wollte! Offensichtlich wurde er verrückt und hörte Dinge, die nicht da waren. Er musste zugeben, dass die Geräusche, die ihn schier wahnsinnig machten, mit einem Male verstummt waren. Offenbar war das doch noch die Nachwirkung seines Traumes. Wenn auch er sein letztes Fünkchen Verstand einbüßte, dann waren sie wirklich verloren.

„Legen Sie sich wieder schlafen, Private, wir brauchen unsere Kräfte.“.

Williams wollte etwas sagen, aber Johns strenger Blick ließ ihn verstummen. Seufzend drehte er sich auf die andere Seite und nur wenige Sekunden später hörte John seine gleichmäßigen, tiefen Atemzüge. Der Private war wieder eingeschlafen.

John dagegen lehnte sich zurück und er lag bis zum Morgengrauen wach, auf jedes kleinste Geräusch horchend, das er wahrnahm. Die Trommeln in der Erde waren aber für den Rest der Nacht verstummt.

Gegen Morgen war er endlich kurz eingekickt, als die Tür aufgestoßen wurde und zwei Vietcong in die Hütte stürmten. Sie schrien die Gefangenen an und richteten ihre Waffen auf sie. Dann zerzte einer der Soldaten Williams vom Boden hoch,

der zuerst noch schlaftrunken auf die Beine taumelte, dann aber mit einem Schlag hellwach war, als er begriff, dass die Männer ihn mitnehmen wollten.

„Sir...“, hilfeschend wandte er sich an John.

Dieser versuchte vergeblich, sich zwischen ihm und die Soldaten zu drängen, aber der Vietcong, der ihm am nächsten war, schlug ihm ins Gesicht, so dass er mit dem Rücken gegen die Wand fiel und hart abprallte.

Währenddessen hatte der andere Soldat den jungen Private am Arm gepackt und zerrte ihn zur Tür heraus.

„Sir...“, Williams verzweifelter und flehender Blick bohrte sich in sein Gedächtnis, und er sprang auf, um hinter ihm her zu eilen, aber der Soldat neben ihm stieß ihn erneut brutal zurück und richtete sein Gewehr auf ihn. Er konnte Williams nicht helfen und musste hilflos dabei zusehen, wie der Junge weggeführt wurde. Der Vietcong warf ihm noch einen feindseligen Blick zu, dann verließ auch er ihn. Die Tür fiel zu. John ließ sich im Halbdunkeln auf den Boden gleiten. Er konnte Williams Bitten und Flehen hören, welches plötzlich in einem schrillen Schrei endete. Verzweifelt vergrub er sein Gesicht zwischen seinen Armen. Williams Schreie wurden lauter, bis sie sich immer mehr entfernten, aber immer noch in Hörweite waren. Solange der Junge schrie, wusste er zumindest, dass er noch am Leben war, aber für welchen Preis? Er konnte das Gebrüll kaum ertragen, das immer noch viel zu laut an seine Ohren drang.

Er durfte sich nicht vorstellen, was diese verdammten Schweine mit dem GI anstellten, denn dann würde er den Verstand verlieren. Und er wusste, was immer sie Williams antaten, er würde der Nächste sein.

Plötzlich verstummte das Brüllen des Jungen. Er hob entsetzt den Kopf. Die Stille war unerträglicher als die Schmerzenslaute, die er zuvor vernommen hatte. War Williams tot? Blieb er allein und verlassen hier zurück, bis es so weit war und man auch ihn holen würde?

Grelles Licht fiel plötzlich in die Hütte und er musste die Augen zusammenkneifen. Eine dunkle, große Gestalt erschien in der offenen Tür, blieb für einen Augenblick stehen, dann trat sie ein.

John blinzelte, dann erkannte er die drahtige Gestalt des Anführers.

Dieser sah auf ihn herab und durch das Tageslicht, das durch die Tür fiel, konnte John zum ersten Mal in Ruhe den Mann mustern.

Tiefe Furchen durchzogen das Antlitz des Mannes, dennoch war sein Alter schwer einzuschätzen, da sein Körper stark und stählern wirkte und er aufrecht und stolz vor ihm stand. Die Haare waren an den Schläfen ergraut und in dichten Wellen nach hinten gekämmt. Die Augen tief liegend und kalt, die Lippen zu einer bitteren, schmalen Linie zusammengekniffen. Trotz der Bösartigkeit, mit der er John anstarrte und nicht aus den Augen ließ, vermochte John auch Resignation in seinen Zügen zu erkennen. Ein alter Soldat, der in seinem Leben schon zu viele Kämpfe gesehen hatte. Aus einem unerfindlichen Grund fühlte er sich dem Mann verbunden. Auch er war des Kämpfens müde geworden, auch er hatte zu viel gesehen. War da eine Spur der Trauer in dem Blick aus tiefschwarzen Augen? Immer noch starrte ihn der Mann an, forschend, ruhig, nachdenklich. John hielt seiner Musterung stand und wandte sich nicht ab. So betrachteten sie sich gegenseitig, zwei Soldaten, die mehr blutige Kriege gesehen und erlebt hatten, als ihre Seelen jemals verkraften konnten.

Schließlich sprach der Mann, wobei die Worte seine Lippen zu Johns Verwunderung für ihn verständlich in seiner eigenen Sprache verließen.

„Ihr habt meinen Sohn getötet.“

John starrte ihn sprachlos an. Bevor er reagieren konnte, drehte der Mann sich um und ließ ihn mit seinen Gedanken wieder allein.

Einige Momente später ertönten erneut Williams Schreie,

diesmal unmenschlicher und schmerzverzerrter, als John je einen Menschen hatte schreien hören. Verzweifelt bedeckte er seine Ohren mit den Händen, dennoch drangen die qualvoll verzerrten und abgehackten Laute seines Private zu ihm herüber, fuhren ihm durch Mark und Bein und zerrissen ihn innerlich.

Irgendwann verstummten die Schreie. John wusste nicht, ob Williams bewusstlos oder bereits tot war. Es vergingen qualvolle Minuten, bis die Tür zur Hütte aufgestoßen wurde. Zwei Vietcong betraten die Hütte. Sie hielten Williams' schlaffen Körper zwischen sich und warfen ihn unsanft in eine Ecke der Behausung ab. Der Mann blieb reglos liegen. Das Licht, welches durch die Tür fiel, fiel auch auf seinen leblosen Körper und John fuhr erschrocken zusammen, als er erkannte, dass der Junge blutüberströmt war. Er blutete aus unzähligen Wunden, aber Johns Magen drehte sich erst um, als er sah, dass dort, wo die Ohren des Jungen hätten sein sollen, nur noch zwei blutige Löcher zu sehen waren. Das Gesicht des Private war zugeschwollen, die Lippen bis zur Unkenntlichkeit aufgeplatzt. Es war ein Segen, dass er bewusstlos war. Ehe John seine Wunden genauer untersuchen konnte, fiel die Tür zu und sie befanden sich wieder im Halbdunkel der Hütte.

Er kroch zu dem jungen Soldaten und sprach besänftigend auf ihn ein. Williams reagierte nicht, aber als er die Hand auf seinen Hals legte, spürte er einen zwar schwachen, aber doch noch vorhandenen Puls. Er versuchte, weitere Wunden zu ertasten, die dem Private zugefügt worden waren. Der Atem des Jungen ging rasselnd. John vermutete, dass eine oder mehrere Rippen gebrochen waren und er hoffte, dass sich keine Knochen in die Lungenflügel gebohrt hatten. Williams rechtes Schienbein stand in einem unnatürlichen Winkel ab. Wahrscheinlich hatte man ihn mit Stöcken traktiert und ihm etliche weitere Knochen gebrochen. John war sich sicher, dass der Soldat auch innere Blutungen hatte. Würde er nicht bald Hilfe bekommen, wäre es aus mit ihm.

Er konnte nun nichts für ihn tun, außer abzuwarten, bis Williams das Bewusstsein wieder erlangte. Falls er jemals wieder aufwachen sollte.

Ihm blieb jetzt nur noch die Hoffnung, dass ihre Leute sie finden und befreien würden. Ein Fluchtversuch wäre zu diesem Zeitpunkt nur noch ohne Williams möglich gewesen und das kam für ihn nicht in Frage.

Er legte den Arm um den jungen Soldaten und hob seinen Oberkörper etwas an, damit dieser leichter atmen konnte. Dann lehnte er sich zurück und schloss die Augen. Ihm ging durch den Kopf, was der alte Vietcong gesagt hatte. Er hatte verstanden, was dieser ihm mitteilen wollte. Der Junge, den er getötet hatte, war der Sohn des Anführers gewesen und nun nahm dieser blutige Rache.

Die vietnamesische Spiritualität besagte, dass nur eine unversehrte Leiche ins Jenseits gelangen konnte. Es war die Sitte der amerikanischen Soldaten, die Leichen zu schänden, um den Vietcong die Hoffnung auf ein jenseitiges Leben zu nehmen. Es war die Art seiner eigenen Kameraden, die Ohren der Feinde abzuschneiden und sogar als Trophäe an einer Halskette zu tragen. Nun drehten die Vietcongs den Spieß um, nun schlugen sie zurück. Williams musste dies am eigenen Leib erfahren. John wusste, es war seine Schuld, dass der Junge gefoltert worden war und vielleicht sterben würde. Es war nur seine Schuld, dass sie in dieser Situation waren, der Anführer würde ihn das jede Minute wissen lassen. Wer wusste schon, wie weit seine blutige Rache ging. Aber eins war gewiss: Ein schneller Tod war nun in ferne Reichweite gerückt.

Wieder ertönte das Summen in seinen Ohren, wieder wurde es lauter und blendete seine Gedanken aus. Obwohl ihn Schuldgefühle zerfraßen, nickte er dennoch ein und träumte einen hoffnungslosen Schlaf.

Das Trommeln. Rhythmisch und unheilverkündend. Lauter werdend, zu einem Crescendo anschwellend. Es war nun schon so nah.

Sein Trommelfell pochte im Gleichklang mit dem Hämmern, das aus der Tiefe der Erde heraufstieg. Die Geräusche umschlossen sein Gehirn, sie umschlossen sein Denken, hüllten ihn ein, bis sein Körper eins war mit dem Rhythmus und dem Vibrieren des Bodens, welches in seine Knochen vordrang und seinen Körper erbeben ließ.

Er schreckte auf. Ein Alptraum! Nein... es war kein Alptraum. Denn das Trommeln und das Beben der Erde waren immer noch da, allgegenwärtig, sie vereinnahmten ihn, versetzten ihn in Panik.

Die Schweine zu seiner Rechten scharrten unruhig mit den Füßen und quiekten aufgeregt. Fast befürchtete er, dass die Mistvieher über ihn und Williams hinweg trampeln würden, wenn er nicht Acht gab. Aber das Trommeln und das Beben erstarben plötzlich und auch die Tiere beruhigten sich allmählich wieder. Neben ihm stöhnte Williams auf. Er bewegte den Kopf hin und her, schien endlich aus den Ebenen der Bewusstlosigkeit heraufzusteigen.

„Williams!“. John hob den Oberkörper des Private weiter an. Hoffnungsvoll versuchte er zu erkennen, ob der Junge ansprechbar war.

Der Mann stöhnte, drehte aber den Kopf zu der Stimme, die zu ihm sprach. Schließlich öffnete er sein einziges, heiles Auge. „Sir...“, er hustete. John richtete ihn auf, damit er besser Luft bekam. Blutiger Schaum trat über die Lippen des jungen Soldaten. Selbst im Zwielflicht der Hütte erkannte er den Zustand des Jungen und seine Hoffnungen für ihn schwanden.

„Ganz ruhig, versuchen Sie, langsam zu atmen.“.

Williams zog röchelnd die Luft ein und ein weiterer Hustenanfall erschütterte seinen Körper. John befürchtete, er würde an seinem eigenen Blut ersticken, aber letztendlich beruhigte Williams sich und lehnte sich erschöpft in Johns Armen zurück. Sein Atem ging rasselnd und schnell.

„Was haben diese Schweine Ihnen nur angetan?“.

Verzweifelte Augen, aus denen jeder Schalk und Leichtigkeit

gewichen waren, blickten zu John hoch.

„Sir, ich glaube nicht, dass ich es schaffe.“, brachte er mühsam hervor. Das Reden fiel ihm sichtbar schwer und er wurde erneut von einem röchelnden Husten geschüttelt.

„Sie dürfen so etwas weder sagen noch denken! Sie werden durchkommen!“.

Williams schüttelte den Kopf.

„Nein Sir, meine Zeit ist abgelaufen.“, flüsterte er. „Fliehen Sie ohne mich, retten Sie sich!“.

„Das reicht, Williams! Hören Sie auf, so einen Unsinn zu reden!“. John hoffte, dass seine Stimme sicher und fest klang und nichts von den Zweifeln und der Hoffnungslosigkeit widerspiegelte, die er empfand. Er wollte dem Jungen Mut zusprechen, merkte aber, dass dieser das Bewusstsein erneut verloren hatte.

Müde lehnte er sich an die harte, staubige Wand der Hütte und schloss die Augen. Er betete, dass seine Einheit sie finden würde. So gering die Chancen auch waren, hoffte er dennoch auf einen gnädigen Gott.

Er wartete. Wartete darauf, dass sie auch ihn holen und so zu Brei schlagen würden, wie sie es mit Williams getan hatten. Aber sie kamen nicht. Nur einmal ließ man eine junge Frau zu ihnen rein, die ihnen einen widerlich riechenden und genauso abscheulich schmeckenden Brei brachte und etwas schmutziges Wasser, um ihren Durst notdürftig zu stillen. Offenbar wollten die Vietcongs sie lange genug am Leben erhalten, um sie langsam zu Tode zu foltern.

John war inzwischen ausgedörzt und Williams konnte es nicht anders ergangen sein. Dennoch sparte er sich seine Ration auf, er nahm für sich nur einen Schluck und versuchte, Williams von der Flüssigkeit einzuflößen, aber es lief mehr von dem Wasser seitlich am Gesicht des Jungen herunter, als in seinen Körper hineinfloss. Da er immer noch bewusstlos war, war es auch unmöglich, ihm Nahrung zu verabreichen. Mittlerweile

wurde der junge Soldat durch ein Fieber geschüttelt und Schweiß rann ihm aus jeder Pore seines verheerten Leibes. Er kam nur für kurze Momente zu sich, aber seine Augen waren entrückt und erkannten John nicht, wenn er zu ihm sprach.

Weitere Stunden vergingen, in denen sich der Zustand des Jungen verschlechterte. Ein Tag ging vorbei, dann ein weiterer. Er bekam nur die junge Frau zu Gesicht, die ihnen einmal am Tag Essen und Trinken brachte und die Schweine versorgte und morgens mit nach Draußen nahm, um sie abends wieder in die Hütte zu treiben. Der Soldat, der sie bewachte, bis sie ihre Aufgaben in der Hütte erfüllt hatte, sprach kein Wort und Johns Versuche, sich mit ihm zu verständigen, wurden von ihm nicht beachtet.

Sonst kam niemand. Niemand holte ihn, niemand folterte ihn, niemand brachte sie um, man überließ sie ihrem Schicksal, ihren Zweifeln, der Ungewissheit.

Inzwischen hatten sich Williams Wunden entzündet und sie eiterten. Der Tiergeruch, der drückend und widerlich in der Luft hing, vermischte sich mit dem Gestank von faulendem, menschlichem Fleisch. John konnte nichts für den jungen Private tun, hilflos musste er dabei zusehen, wie der Körper des Soldaten von Fieberkrämpfen geschüttelt wurde. Er saß, wie ihm schien, Tage und Nächte neben ihm, versuchte, mit einem dreckigen Lumpen, den er in der hintersten Ecke der Hütte gefunden hatte, den Schweiß von der Stirn des Jungen zu wischen und redete beruhigend auf ihn ein. Williams kam immer seltener zur Besinnung, die Phasen vollkommener Bewusstlosigkeit wurden immer länger und Johns Hoffnungen schwanden ebenso dahin, wie die Lebenskraft des Jungen.

Tagsüber hielt er an seiner Seite Wache, nachts lag er bis auf kurze Momente eines unruhigen Schlafes wach. Und in diesen Stunden hörte er das stetige Trommeln aus der Erde, sobald sein Kopf erschöpft auf den Boden sank. Er dachte, er verliere den Verstand und das Klopfen, welches sich dumpf in seinem Kopf ausbreitete, wäre ein Streich, das ihm sein Gehirn

spielte. Aber das Trommeln kam näher, löschte in gleichbleibenden Rhythmus sein Denken aus. Das Vibrieren des Bodens wurde Nacht für Nacht stärker, bis er es tief in seiner Knochenmark fühlen konnte. Die nächtlichen Geräusche übermannten ihn, hüllten ihn ein. Zusammengekrümmt wie ein Embryo, lag er im Dreck, hielt sich verzweifelt die Ohren zu und spürte den Wahnsinn in seine Glieder einfahren, fühlte, wie ihn seine Wahnvorstellungen langsam vergifteten.

Eines Morgens, nachdem Williams kurz erwacht war und einen Schwall übelriechenden Blutes über seinen Schoß erbrochen hatte, während John versuchte, ihn aufrecht zu halten, trat der alte Vietcong durch die Tür.

Jetzt ist es so weit, dachte John. Jetzt ist meine Zeit gekommen. Der Anführer persönlich wird sich meiner annehmen. Fast war es ihm willkommen, dass die endlose Warterei nun ein Ende hatte. Selbst die Schmerzen und Qualen, die nun kommen sollten, waren erträglicher als diese Warterei. Als das Trommeln, das nun jede Nacht seinen Schlaf raubte.

Sein Leben war ihm gleich, aber vielleicht fand er Erbarmen für Williams.

„Bitte, der Junge stirbt...“, begann er. Er sah flehend zu dem Vietcong auf.

„Er hat nichts getan, helft ihm! Bitte...“. Sobald er die Worte ausgesprochen hatte, wusste er, dass diese umsonst waren. Welche Gnade konnte er schon von diesen Dreckskerlen erwarten? Der alte Mann sah ihn nur wortlos an, sein Blick wanderte zu Williams, verharrte dort, dann richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf John.

„Ihr hattet auch keine Gnade mit meinem Sohn!“, kam in brüchigem Englisch über seine Lippen.

Die Worte fuhren John durch Mark und Bein.

Das letzte Fünkchen Hoffnung erstarb in ihm. Gnade würde er hier nicht mehr erfahren.

„Bitte,“, krächzte er. „Ich habe deinen Sohn getötet, nicht

Williams! Er ist unschuldig! Macht mit mir, was ihr wollt, aber lasst ihn nicht für meinen Fehler büßen!“.

Der Vietcong sah ihn für einen Moment an, dann begann er, zu lachen. John begriff, dass es egal war, was er sagte. Der Mann wollte ihn leiden sehen, und keine körperlichen Schmerzen und keine körperliche Folter war so wirkungsvoll, wie das Wissen, dass Williams wegen der Schuld, die John auf sich geladen hatte, würde sterben müssen. Der alte Mann ließ ihn dabei zusehen, wie der junge Soldat elendig verreckte. Das war die Strafe, die er für ihn auserkoren hatte.

Qualvoll schrie John auf, er flehte und bettelte, fiel vor dem Mann auf die Knie, dieser spuckte aber auf ihn hernieder und drehte sich angewidert um. Als er die Hütte verließ, war John wieder allein, allein mit seiner Angst.

Williams lag in seinen letzten Zügen. Er hatte schon seit Stunden das Bewusstsein nicht mehr wieder erlangt. Jeder Versuch Johns, ihn zu wecken, blieb erfolglos.

Schweiß rann in Bächen über den fiebrigen Körper des Jungen und seine blauschwarz verfärbten Wunden rochen nach Fleisch, das langsam verweste und abstarb.

Er würde bis zu dessen letztem Atemzug bei ihm bleiben, er würde ihn nicht sich selbst überlassen, auch wenn er sich nicht sicher war, ob der Junge seine Anwesenheit überhaupt noch wahrnahm. Er hielt seine Hand, die immer kälter wurde. Williams Atem kam rasselnd und schnell, ein feuchtes Röcheln aus Lungen, die sich mit den Körpersäften aus versagenden Organen füllten.

John hasste sich für den Gedanken, aber Williams Tod würde ihm bald den Weg zur Flucht eröffnen. Bis jetzt hatte er wegen dem Jungen hier ausgeharrt, jede Faser seines Körpers hatte sich geweigert, ohne den Private zu fliehen. Er würde abwarten, bis der Junge starb, dann würde er seinen Ausbruch planen. Er wusste, dass seine Aussichten hoffnungslos waren, und es war ihm auch gleich, wenn er scheitert, denn er war dann nur noch

für sein eigenes Leben verantwortlich. Nur die Hoffnung, seine Familie eines Tages wiederzusehen, würde ihm Kraft geben, sein verwirktes Leben vielleicht doch noch zu retten.

Es war wieder Nacht geworden und diesmal hörte John das Pochen und Beben in der Erde lauter als je zuvor. Es war kein Traum mehr, denn er lag wach und war nicht mal in der Lage gewesen, in einen unruhigen, traumlosen Schlaf zu fallen. Das Trommeln aus der Tiefe war Realität. Er fand keine Erklärung dafür, er spürte nur eiskaltes Grauen in sich aufsteigen, Furcht, die seine Glieder lähmte und seinen Atem stocken ließ. Er hatte keine Ausrede mehr, er konnte dieses Geräusch, das aus der Hölle zu kommen schien, nicht mehr ignorieren. Es war da. Es war nah. Es würde ihm bald sein grausames Geheimnis offenbaren. Die Schweine neben ihm quiekten verzweifelt, scharrten unruhig mit den Füßen im Dreck. Sie schreckten auf, und wie auf einen Befehl hin, den nur sie hören konnten, rannten sie zur geschlossenen Tür. Dabei rempelten sie sich gegenseitig an und drängten sich zum Ausgang, ohne Aussicht auf Flucht. Plötzlich hörte John Geschrei. Ein Brüllen aus dutzenden Kehlen. Er stürzte zu dem einzigen vernagelten Fenster und versuchte, durch die Spalten zwischen den Holzbrettern etwas zu erkennen. Das ganze Lager war in Aufruhr, Menschen rannten in Panik und Schrecken umher, die Vietcong schrien Befehle. Schüsse fielen. In dem ganzen Tumult erkannte John den alten Mann. Der Anführer stand zwischen seinen Soldaten und versuchte in dem Tumult, für Ordnung zu sorgen, aber seine Männer stoben kopflos in alle Richtungen. John sah nun auch den Grund für die Aufregung. Zwischen den Häusern tauchten Soldaten der US Army auf. Es waren die Leute seiner Einheit. Sein Herz machte einen Sprung, Hoffnung keimte in ihm auf. Er riss an den Holzbrettern des Fensters, und vermochte tatsächlich, eins zu lösen. Er schrie und rief seine Leute. Der alte Vietcong wandte ihm den Kopf zu und ihm schien, dass ihre Blicke sich trafen. Eine Sekunde stand die Zeit still, in dem sich beide Kommandanten ansahen. Dann traf ein Geschoss

den alten Mann zwischen den Augen und er sackte langsam in sich zusammen und fiel tot zu Boden. John riss sich von dem Anblick los.

„Williams!“. John drehte sich zu dem Private um. Er sah, dass dieser noch atmete, wenn auch nur schwach.

„Williams, halten Sie durch! Unsere Rettung ist da, unsere Leute... wir sind gleich frei!“.

Er wollte zur Tür rennen. Vielleicht konnte er diese aufdrücken! Er bezweifelte, dass die Wachen noch davorstanden. Er kam aber nicht mehr so weit. Der Boden unter seinen Füßen brach plötzlich auf und er verlor den Halt. Die Erde öffnete sich. Im Licht des Mondes, welches durch das nun offene Fenster fiel, sah er etwas aus dem Boden hervorbrechen. Er sah Bewegung, ein Winden und Hervorquellen von käferartigen Leibern, die im Mondlicht silbrig schimmerten. Die Erde erbrach abertausende dieser Geschöpfe und sie schwärmten aus, auf der Suche nach lebendigem Fleisch. Die Schweine fielen ihnen als erstes zum Opfer. Sie fielen zu Hunderttausenden über die Leiber der Elterntiere her. John beobachtet mit erstarrtem Entsetzen, wie das Ferkel versuchte davonzurennen und voller Qualen und Schrecken quiekte, während die Käfer über ihn kamen. Die Schnauze des Tieres war noch zum Schreien aufgerissen und ein Kreischen drang aus seiner Kehle, als nur noch der Kopf übrig war, während die Teufelsbrut aus der Erde den Leib zusammen mit den Knochen verschlungen hatte.

„Williams...“, flüsterte John kehlig. Die Starre aus Entsetzen und Grauen löste sich und er lief auf den Jungen zu. Im selben Moment fielen die Käfer auch über Williams her, ihre silbrigen, metallisch glänzenden Körper bedeckten den Jungen vollständig.

„Nein!“, krächzte John. Aber es war zu spät. Als die Käfer von ihrem Opfer abließen, war von Williams nichts mehr übrig, außer dem Abdruck in Boden, den sein fiebriger, blutender Körper hinterlassen hatte.

Fassungslos starrte John auf die Stelle, als die Tür zur Hütte

aufgestoßen wurde.

„Was zum...?“. Einer der Männer seiner Einheit stand im Türrahmen und versuchte zu begreifen, was sich vor seinen Augen abspielte.

John stolperte bei dem Versuch, zur Tür zu kommen und wollte wieder auf die Beine kommen, aber die Käfer fielen zuerst über seine Füße, dann seine Schienbeine entlang über seine Schenkel her. Reißende Schmerzen ließen seine Nervenenden explodieren und er stürzte nach vorne, als von seinen Beinen nicht einmal mehr Knochen übrig waren, auf die er sich hätte stützen können.

Er wollte dem Soldaten an der Tür zurufen, dass er verschwinden solle, aber die Käfer hatten bereits Johns Oberkörper erreicht und arbeiteten sich mit scharfen Zähnen, die sich wie kleine, spitze Messer in seine Haut bohrten, über seinen Hals zu seinem Gesicht empor. Ehe John etwas sagen konnte, waren die Insekten in seinem Mund und verzehrten seine Zunge, krochen blitzschnell seine Kehle hinunter und zerfraßen seine Speiseröhre, während sie sich zu seiner Luftröhre durchbissen. Johns Sicht schwand, als sich die Käfer seine Augen vornahmen und seine Augäpfel aufaßen. Das letzte, was er wahrnahm, war, wie sich sein Kopf von dem Rest seines Körpers löste und zu Boden fiel. Das Trommeln, das seinen Verstand ausfüllte, wurde zuerst leiser und erstarb endlich.

E N D E